

## Unser Sternenkind

*Vier Monate wuchs Leonie schon im Bauch ihrer Mutter, als die Diagnose kam: Nach der Geburt nicht lebensfähig! Die Eltern sind ratlos: Abtreiben oder austragen? Doch Leonie darf leben bis zum Tag ihrer Geburt*

„Nein, ich bin nicht zornig auf Gott. Im Gegenteil – ich bin dankbar für diese Erfahrung. Ich konnte Leonie tragen – vielleicht hat Gott mich dafür ausgewählt?“

Acht Wochen trägt Katrin M. schon ein Kind in sich, als sie im Juni 2011 realisiert, dass sie wieder Mutter wird. Die heute 31-jährige Steuerfachangestellte ist nicht glücklich über die neue Schwangerschaft, sie fühlt sich überfordert mit dann drei kleinen Kindern innerhalb von drei Jahren. Julius, ihr Großer, ist noch nicht aus den Windeln 'raus, Elisa ist gerade zwölf Monate alt. In einem kleinen Dorf bei Ingolstadt, der Heimat ihres Mannes, stehen die Grundmauern für das neue Haus. Katrin managt die Handwerker vom 160 Kilometer entfernten Heimatdorf aus, sie hat den Kopf voll mit anderen Dingen. Kinder sollen schon noch kommen, ja, gern – aber nicht jetzt. Doch Markus M., ihr Mann, ist überglücklich. Sanft streichelt er ihren Bauch, flüstert mit dem kleinen Wesen drinnen: „Mei, du kommst zu uns auf die Welt, wie schön!“

Beim Frauenarzt gratuliert man Katrin M.: Alles in Ordnung, wie immer. Beim zweiten Ultraschall stellt der Gynäkologe fest: „Ein bisschen wenig Fruchtwasser. Sonst alles unauffällig.“

Leonie ist 15 Wochen alt. Ihre Nieren sind nur wenige Millimeter groß. Niemand sieht, dass sie nicht funktionieren.

Katrin M. wickelt ihre Kinder, schimpft mit Maurern, legt Elisas abgelegte Strampler in die Kisten für das neue Baby. Langsam, ganz langsam beginnt sie sich zu freuen: „Weihnachten im neuen Haus. Mit zwei Kleinen – und ich hochschwanger. Und unser erster eigener Weihnachtsbaum.“ Ihre Freude steckt Leonie an: Sie zappelt in Mamas Bauch, macht sich bemerkbar, und Katrin M.s Angst vor dem Zuviel ist verschwunden: „Ich bin so froh, dass ich zwei gesunde Kinder habe und ein Baby im Bauch. Wie viele mühen sich ab, ein Kind zu kriegen, und bei uns geht das so leicht. Ich bin zutiefst dankbar.“

Leonie trinkt ihr Fruchtwasser und scheidet nichts davon wieder aus. Beide Nieren sind voller Zysten.

Am 8. August nimmt Katrin M. ihren „Großen“ an die Hand und geht mit ihm zur nächsten Ultraschalluntersuchung. Sie will Julius zeigen, wie das kleine Wesen in ihrem Bauch lebt, wie sein Herz pocht und seine Beinchen strampeln. Gespannt schaut Julius zu, wie der Arzt den Schallkopf auf den Bauch der Mutter setzt, sucht auf dem Bildschirm das Baby, auf das er schon so neugierig ist. Er sieht nicht, wie der Arzt zusammenzuckt, aber Katrin M. spürt es sofort: Irgendwas stimmt nicht.

„Es ist kein Fruchtwasser da“, sagt der Arzt, und sie kann ihm nicht glauben: „Ohne Fruchtwasser, gibt's das überhaupt? Kann ein Kind dann überhaupt leben?“

Lange schaut sie auf die Bilder, die der Arzt von ihrer Gebärmutter macht. Es sieht anders aus als sonst, das sieht sie als erfahrene Mutter. Das Kind ist krank, behindert vielleicht, aber dass es nicht lebensfähig sein wird, das ist ihr nicht klar. „Ich kann

Markus das nicht sagen“, schießt es ihr durch den Kopf. „Der hat genug um die Ohren, damit kann ich ihm jetzt nicht auch noch kommen.“

Wie betäubt geht sie mit Julius durch die Straßen, kauft ihm das Buch, das er beim Arzt mit Begeisterung angeschaut hat. Doch der Lärm der Einkaufsstraßen ist ihr zu viel, sie fühlt sich wie betäubt. „Als hätte mir einer mit einem Hammer auf den Kopf gehauen“, sagt sie später.

Leonie in ihrem Bauch ist jetzt 20 Wochen alt, und ihre Mutter ist nicht mehr guter Hoffnung.

Markus M. kann die schreckliche Nachricht gar nicht glauben: „Es war doch immer alles in Ordnung!“ Er versucht, seine Frau zu beruhigen, und rät, erst mal abzuwarten, was die Untersuchung beim Pränataldiagnostiker ergibt. Doch ihre Gedanken kreisen ständig nur um eines: Was ist mit meinem Kind? „Der Arzt hat von Abbruch geredet“, sagt sie zu Markus. „Spinnt der? Ich hab’ sooo einen Bauch, und der redet von Abbruch!“

Am nächsten Morgen schnappt sich Katrin M. ihren Überweisungsschein zur Pränataldiagnostik und tippt die Diagnose bei Google ein. Sie will Infos sammeln, will wissen, was da in ihrem Bauch los ist. Katrin M. sucht und liest. Von „die Mutter hat zu wenig getrunken“ bis zu „schwere Erbkrankheit“ findet sie alle möglichen Hinweise. „Stimmt ja, ich trinke immer zu wenig“, schießt es ihr durch den Kopf. Sie füllt ein großes Glas, kippt es mit wenigen Schlucken herunter – „mein Baby soll nicht leiden, nur weil ich nicht aufpasse.“

Und wenn es nicht am Trinken liegt? Abbruch ist die einzige Therapie, die das Internet kennt, doch für ein gläubiges Paar wie die M.s ist so etwas unvorstellbar. Stundenlang telefoniert sie an diesem Tag mit ihrer älteren Schwester, die bei ihren Schwangerschaften eine ähnliche Diagnose bekam. „Wirst sehen“, tröstet Angelika, „das verwächst sich wieder. Die 20. Woche, das ist eine kritische Phase. Aber da kann sich noch viel tun.“ Katrin atmet ruhiger – vielleicht wird es doch nicht so schlimm wie befürchtet.

Die Bilder der Pränataldiagnostiker sind gut: viel genauer – und viel erbarmungsloser. Leonies Nieren arbeiten nicht, große schwarze Flecken zeigen jede einzelne Zyste. Die Blase ist nicht vorhanden. Das Baby schwimmt schon längst nicht mehr im Fruchtwasser, zwischen seinem Rücken und der Gebärmutterwand ist kaum ein Zentimeter Platz. Es sind die letzten Ultraschallbilder, die Katrin M. von ihrem Baby bekommt. Ob es ein Mädchen oder ein Junge ist, kann man nicht erkennen. Später wird man gar nichts mehr unterscheiden können.

Die Ärztin sitzt mit ernstem Gesicht vor zwei weinenden Eltern. Sie kennt die beiden gut, denn weil Katrin M. als junge Frau an Krebs erkrankte, wurden schon Julius und Elisa vor der Geburt untersucht. Damals war die Angst unbegründet. Jetzt gibt es keinen Grund zur Hoffnung. Immer wieder fragt Markus M.: „Kann man denn nichts machen?“ Man könnte versuchen, das Fruchtwasser aufzufüllen, erklärt die Ärztin. Zwei Mal in der Woche müsste sich Katrin M. in den Bauch stechen lassen, um die Gebärmutter mit Kochsalzlösung zu füllen. So hätte die Lunge vielleicht eine Chance auszureifen. Denn die braucht das Fruchtwasser, um die Lungenbläschen zu füllen und so groß werden zu lassen, dass sie später Luft aufnehmen können. Ein Experiment ohne Garantie.

Aber selbst wenn es klappen würde: Was geschieht mit den Nieren? Die werden immer größer, nach der Geburt müsste sofort eine Dialyse beginnen, und nach spätestens einem Jahr muss eine Spenderniere her. Hätte, müsste, könnte ... „Gibt es ein Prozent Hoffnung“?, fragt Markus M.. Nein, sagt die Ärztin. „Ich kann Ihnen keine Hoffnung machen.“

Für den 38-jährigen Wirtschaftsinformatiker ist damit klar: „Ich brauche mir keine Illusionen zu machen. Die Risiken für eine Behandlung sind einfach zu groß, und ich muss ja auch an Katrin und die anderen Kinder denken.“ Auch für Katrin steht fest: Den Bauch durchlöchern lassen für eine Therapie, die sowieso keinen Erfolg hat, das wird sie nicht tun. Doch was ist die Alternative? „Wenn das Kind auf die Welt kommt, wird es qualvoll ersticken“, mahnt die Ärztin.

Neun von zehn Eltern brechen nach einer solchen Diagnose die Schwangerschaft ab. Und viele Ärzte raten ihnen dazu. „Lieber jetzt“, meint auch Katrins Ärztin. Denn ab der 24. Schwangerschaftswoche wird dem Kind ein tödliches Medikament ins Herz gespritzt, bevor die Geburt eingeleitet wird. Bei Leonie wäre das jetzt noch nicht nötig, denn sie wird als 20 Wochen alter Fötus die Geburt nicht überleben. Markus M. wehrt sich, er fühlt sich unter Druck gesetzt, schnell zu entscheiden. Und er fühlt: Das hat Konsequenzen für uns alle und für unser ganzes Leben. „Wir können jetzt nichts entscheiden.“

Katrin M.s erster Gedanke ist: Ich will damit nichts mehr zu tun haben. Das ist alles so schrecklich, ich will das schnell hinter mir haben. Als die Ärztin ihr eine Fruchtwasserprobe entnehmen will, stimmt sie zu: Vielleicht ist sie das eine Prozent, bei der so eine Punktion zu einem Abgang führt. Vielleicht, hoffentlich ... Sie dreht den Kopf weg, als die Ärztin zusticht, versucht sich zu entspannen, redet der Kleinen gut zu.

Und Leonie, die kleine Kämpferin, bleibt – an dem einzigen Ort, an dem sie leben kann.

Drei Tage und Nächte vergraben sich die Eltern nach der Diagnose in ihrer Wohnung. Die großen Kinder machen Ferien bei den Großeltern, draußen strahlt die Sonne, es sind herrliche Augusttage. Doch bei ihnen ist innerlich alles dunkel. Sie reden, weinen, lachen manchmal in der Erinnerung an fröhliche Momente mit Julius und Elisa. Diese Schwangerschaft abzubrechen ist eine Katastrophe für sie, aber es ist die einzige Option, die sie sehen. „Die Möglichkeit, dass ich das Kind auch austragen könnte, die habe ich nicht gesehen“, sagt Katrin. „Jetzt einen schnellen Abbruch oder zusehen, wie das Kind qualvoll erstickt – das ist wie die Wahl zwischen Pest und Cholera. Ich wollte ihr Leid ersparen. Alle Eltern wollen das. Und deshalb tendieren so viele zu einem Abbruch, wenn das Kind so schwer krank ist.“

Katrin M. googelt wieder. Sie sucht Infos über Spätabbrüche und entdeckt, dass das ein Tabu-Thema ist. Mit Mühe findet sie hinter den medizinischen Infos die Erfahrungen der Frauen: Von tagelangen Wehen ist die Rede, davon, dass der Körper, vollgepumpt mit Schmerz- und Wehenmitteln, das Kind nicht hergeben will. Und doch: Es ist die einzige „Therapie“.

Eine einzige Seite findet sie, die anders ist: [www.anencephalie-info.org](http://www.anencephalie-info.org). Dort schildert Monika Jaquier, eine Frau mit demselben Schicksal, ihre Erfahrungen. Die Schweizerin

hatte ihre Tochter ausgetragen und schreibt im Internet über die wenigen Minuten ihres Lebens nach der Geburt: „Jede Sekunde mit ihr ist unendlich wertvoll, und wir sind so dankbar. Obwohl ich genau weiß, dass Anouk bald sterben wird, kann ich nur jubeln, Freude erfüllt den Raum um uns. Freude und Frieden. Ich sehe meine Tochter, ein Baby mit einer schlimmen Missbildung, aber als Allererstes meine Tochter.“

Eine hat's gemacht, und in Katrin M.s Kopf und Herz schleicht sich der Gedanke: Vielleicht könnte ich das auch.

Katrin M. klickt die Fotos von toten Babies an, staunt, wie süß sie aussehen. „Ich hatte ja noch nie ein totes Baby gesehen. Man macht sich Horrorvorstellungen. Und jetzt sehe ich: Sie schauen ja aus wie jedes andere!“

Ihr Mann zweifelt, dass es eine gute Idee ist, das kranke Kind auszutragen. Die Zweifel bleiben, solange Leonie lebt. Es ist keine gemeinsame Entscheidung, die sie treffen, es ist ihre Entscheidung. Denn Katrin M., niemand sonst, müsste unterschreiben, dass sie ihre Tochter abtreiben will. Und sie weiß: „Das kann ich nicht. Ich kann nicht das Todesurteil für meine Tochter unterschreiben. Ich kann nicht Gott spielen.“ Ihr Mann stimmt zu, der Natur ihren Lauf zu lassen. Aber er ringt seiner Frau das Zugeständnis ab, Schluss zu machen, wenn es nicht mehr geht. „Ich wollte, dass wir uns den Abbruch offenhalten, auch für den Fall, dass wir es nicht mehr schaffen oder Leonie leidet.“

Doch in Katrins Bauch leidet Leonie nicht. Sie wächst und wird schwerer, 1820 Gramm wird sie am Ende ihres Lebens wiegen und 45 Zentimeter groß sein. Eine Handvoll Mensch.

Katrins und Markus' Ehe gerät in eine schwere Krise: Die Mutter hat Gesprächsbedarf ohne Ende, der Vater braucht Ruhe und Abstand, um all das zu sortieren, was innerhalb weniger Tage über ihn hereingebrochen ist. Er sorgt für den Hausbau, der Job fordert ihn, er hält den Alltag am Laufen. Sie merkt, dass er ihren Bauch nicht mehr anschaut, fürchtet: Das ist nicht mehr sein Kind. Das Umfeld, das spüren beide, trägt ihre mühsam errungene Entscheidung nicht mit: Der Abbruch ist die gängige Lösung – warum macht ihr das nicht? Wenn es sowieso stirbt, dann kann es doch auch gleich sterben!

Das alles bringt die Familie an den Rand ihrer Kräfte. Die großen Kinder sitzen öfter vor dem Fernseher, als es ihnen guttut. Katrin M. fühlt sich wie eine Aussätzige, eine Zumutung für ihre Umgebung. Bin ich egoistisch? Nur weil ich es nicht schaffe, leiden alle – meine Kinder, mein Mann, vielleicht auch das Kind in meinem Leib? Das ist ihr fremd geworden, sie weiß jetzt, dass es ein Mädchen wird, aber sie bringt den Namen nicht mehr über die Lippen.

Mitten im Gefühlschaos findet Katrin M. endlich einen Ort, an dem sie sich verstanden und unterstützt fühlt. Im Internet-Forum [www.krankes-Baby-austragen.de](http://www.krankes-Baby-austragen.de) treffen sich Mütter und auch einige Väter, denen ärztliche Diagnosen die Beine weggezogen haben: Trisomie 21 (früher Mongolismus genannt), Anenzephalie, Ulrich-Turner-Syndrom ... Gegründet wurde dieses Forum von der Architektin Carolin Ehrhardt-Seidl, die selbst zwei Kinder in der Schwangerschaft verlor. „Ich wollte einen Ort schaffen, an dem sich schwangere Eltern austauschen können, die eine schlimme Diagnose erhalten haben und sich womöglich sogar auf einen Abschied vorbereiten müssen, und Tipps und Ratschläge geben, um Schwangerschaft und Abschied möglichst heilsam zu gestalten.“

Katrin meldet sich an, erzählt ihre Geschichte und erfährt fortan von lauter Unbekannten die Unterstützung, nach der sie sich so sehnt.

Die erfahrenen Sternenkinder-Mütter raten ihr auch, schon jetzt so viele Erinnerungen wie möglich zu sammeln, Fotos von dem ständig wachsenden Bauch zu machen. Denn niemand weiß, ob Leonie wirklich bis zum errechneten Geburtstermin am 2. Januar durchhalten kann.

Als das Baby 22 Wochen alt ist, wird sein großer Bruder Julius durchfallkrank, pausenlos muss Katrin M. ihn auf den Wickeltisch heben und sauberwischen. Stress, den auch Leonie mitbekommt: „Ich spüre sie nicht mehr“, schreibt die Mutter ihren Freundinnen im Forum. Der Frauenarzt horcht nach Leonies Herztönen, schüttelt den Kopf: „Sie ist bereits am Sterben.“ Trotzdem setzen sich Katrin und Markus M. mit ihren Kindern vor die Kamera des Fotografen, lassen die Bilder machen, die Katrin M. sich so sehr wünscht. Sie gestaltet die Geburts- und Sterbekerze, kauft Stoff und Garn, näht eine Decke, in die sie die tote Leonie hüllen will: „Ich habe ja nichts zum Anziehen für ein so kleines Wesen, und ein Puppenkleid will ich nicht!“ Es tut ihr gut, für das Kind, dem sie nicht helfen kann, etwas vorzubereiten.

Leonies Herztöne beruhigen sich wieder. Sie ist jetzt 24 Wochen alt.

Markus und Katrin M. beginnen, sich über die Geburt Gedanken zu machen. Den Tag, an dem sie sterben wird. Sie müssen an ihrem neuen Wohnort einen Frauenarzt finden, der Verständnis hat für ihre Entscheidung, ein todgeweihtes Kind zur Welt zu bringen; eine Hebamme, die zur Nachsorge in ein Trauerhaus kommt. Und ein Krankenhaus, das nicht sofort alle lebensrettenden Maßnahmen auffährt, wenn Leonie ihren ersten Schrei tut. Denn für Katrin und Markus ist klar: Sie wollen keine Intensivmedizin für Leonie. Sie wollen die kurze Zeit, die sie haben werden, mit ihrer Tochter verbringen, sie nicht nur durch die Glasscheiben eines Frühchenbettes mit den Augen streicheln dürfen.

Und sie wollen die Kleine weit weg von zu Hause zur Welt bringen. Von vielen Müttern im Forum weiß Katrin M., dass das Krankenhaus, in dem sie ihre Kinder verloren, ein Horror-Ort ist, in den sie nie wieder gehen wollen. „Sollte noch einmal ein Kind kommen, dann will ich nicht mit schlimmen Erinnerungen in unser Krankenhaus im Nachbarort fahren“, beschließt Katrin M..

In Eichstätt finden sie schließlich einen verständnisvollen Arzt und eine Hebamme. Doch die Erleichterung ist nur von kurzer Dauer, denn der Arzt erleidet einen Herzanfall, sein Nachfolger ist nicht bereit, eine so riskante Geburt durchzuführen und auf alle Maßnahmen zu verzichten.

Die Suche beginnt von vorn.

Katrin M. ist am Ende, sie will keinen Arzt und kein Ultraschallgerät mehr sehen. Und dann hört sie per Zufall im Radio ein Interview mit dem Bestatter Fritz Roth. Der erfahrene Trauerbegleiter spricht ihr aus der Seele: den Tod ins Leben holen, nicht wegschieben. Die Totenwache wieder beleben als wichtiges Element des Abschieds und das tun, was man als richtig fühlt. Das Interview und der Zorn auf die Ärzte geben ihr ungeahnte Kraft. Sie meldet sich zur Geburt im benachbarten Krankenhaus an, und die Untersuchung wird zum Plädoyer für Leonie: Keine lebenserhaltenden Maßnahmen. Keinen Kaiserschnitt. Und das tote Baby darf bei der Mutter bleiben, solange es das

Gesetz zulässt. „Sie ist mir wieder sehr nahe gekommen in dieser Zeit. Es ist ja mein Kind, für das kämpfe ich“, postet Katrin ins Internet-Forum.

Ein letztes Mal geht sie zum Ultraschall, als Leonie 31 Wochen alt ist. Ein letztes Mal schauen, ob nicht vielleicht doch – ganz still und heimlich – ein Wunder geschehen ist. Doch nichts hat sich verändert: Leonie lebt und sie wird sterben, wenn sie das Licht der Welt erblickt. Einmal hat sie versucht, sich aus der Steißlage zu drehen, kehrt aber schnell wieder um.

Zwei Wochen noch trägt Katrin ihre Tochter durchs Leben. „Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich sie noch 40 Jahre getragen!“ Sie will ihre Kleine nicht hergeben, kann kaum glauben, dass sie sterben muss, obwohl sie sie so lebhaft spürt. Die Eltern trauern schon jetzt, obwohl Leonie noch lebt, und sind froh um jeden Tag, an dem das Baby noch da ist.

Doch Leonie kann nicht mehr. Am 18. November werden die Wehen immer stärker. Katrin M. versorgt ihre beiden Kinder, geht mit der Wärmflasche ins Bett, schreibt Tagebuch, telefoniert mit ihrem Mann, der wegen eines dienstlichen Termins erst am nächsten Tag zurückkommen kann, und geht mit dem festen Vorsatz schlafen, am nächsten Morgen die Hebamme anzurufen. Doch Leonie ist längst unterwegs – „ich hab’ das einfach verdrängt“, sagt Katrin M. später. „Ich wollte nicht entbinden, also waren das eben auch keine Geburtswehen!“

Im buchstäblich letzten Moment ruft sie die Hebamme, mit Blaulicht erreichen die beiden mitten in der Nacht das Krankenhaus. Und Leonie, die kleine Kämpferin, macht es ihrer Mama leicht: Sie kommt erst, als die Kerze, ihre Geburts- und Sterbekerze, schon brennt, ohne Hilfe und ohne Schmerzen. „Sie war das schönste Kind überhaupt, und das Sterben war ganz weit weg“, erinnert sich Katrin M.. Sie nimmt die Kleine an ihr Herz, spricht leise und zärtlich mit ihr. „Sie kennt mich, meine Stimme und meinen Herzschlag. Und wenn sie sterben muss, soll sie den hören. Sie soll ohne Angst gehen können.“

20 Minuten lang hängt Leonie an der Nabelschnur, ihre einzige Verbindung zum Leben. Katrin M. hofft, dass ihr Mann bald kommt, um Leonie noch lebend zu sehen. Doch schließlich wollen die Ärzte sie abnabeln, und Katrin M. hat nicht die Kraft, Nein zu sagen. Leonie atmet flach, versucht einen tiefen Atemzug, piepst einmal leise und versucht die Augen zu öffnen. Alles kostet viel Kraft, und sie spürt wohl, dass die ganz begrenzt ist. Sie bleibt still liegen, als die Hebamme sie tauft, und bald endet der zarte Luftzug auf dem Finger, den Katrin M. ihr unter die Nase hält.

Leonie wurde 34 Wochen und eine Stunde alt.

Als ihr Vater kommt, ist sie schon eine Stunde tot. „Sie war tot, aber sie war noch da. Und sie sah wunderschön aus“, erinnert sich Markus M.. Und schlagartig war es wieder da, das zärtliche Gefühl vom Anfang: „Es ist meine Tochter, nicht nur ein Bauch.“

Die Eltern waschen ihre kleine Tochter, ziehen sie an, holen die großen Kinder dazu. Julius, der Große, kuschelt lange mit seiner toten Schwester, sehnsüchtig wartet er, dass sie die Augen aufmacht.

Für die Beerdigung schreinert Markus mit seinem Vater Leonies Grabkreuz und ihren Sarg, eine weiße Wiege, die Elisa und Julius bunt bemalen.

Katrin M. macht ein Fest aus Leonies Beerdigung. Sie möchte das kurze Leben ihrer kleinen Tochter feiern, während ihr Mann wie gelähmt ist vor Trauer um die Tochter, die er nur so kurz kannte. Immer wieder fahren beide in die Aussegnungshalle und öffnen Leonies kleinen Sarg. „Ich wollte einfach wissen, dass sie immer noch drin ist, aber ich habe dadurch auch immer mehr ihren Tod zulassen können. Denn der Körper verändert sich schon, wenn auch nicht mehr so stark wie gleich zu Beginn. Und so habe ich dann irgendwann begriffen: Es war kein Traum, sie ist tatsächlich tot.“

Es fließen viele Tränen an diesem Tag, Tränen des Schmerzes, aber auch der Dankbarkeit. „Jedes Leben ist kostbar und wertvoll, egal wie lang es dauert“, tröstet der Pfarrer mit Tränen in den Augen. Nur Katrin weint nicht mehr. Sie hat Leonie geschützt, getragen und geboren, nun muss sie sie begraben. Aber vergessen will sie nicht – sie ist stolz auf ihre kleine Tochter, die so viele Menschen berührt hat.

Markus M. trauert anders: Er schmückt das kleine Grab und spricht dabei mit Leonie wie in den ersten Tagen ihres Lebens.

Inzwischen hat sie einen kleinen Bruder: Valentin, der im Februar dieses Jahres zur Welt kam. „Man ist nicht mehr unbeschwert schwanger“, gibt Katrin M. zu. „Am Anfang hat es ja auch bei Leonie immer geheißen: Alles okay. Aber ich hätte auch Valentin ausgetragen, wenn er ebenso krank gewesen wäre! Er wäre es mir wert gewesen, genauso wie Leonie!“

Christina Brunner